

Film-Sternstunde

Wer vor zehn Jahren den japanischen Film „Rashomon“ nach einer Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert gesehen hat, der glaubte einer Sternstunde des Lichtspiels beizuwohnen. So gab es für die Jury auch gar keinen Zweifel, dem Schwarz-Weiß-Film den „Goldenen Löwen“ von Venedig zuzuerkennen, dem ein amerikanischer Oscar folgte. So alt diese Geschichte aus dem Leben der Samurai ist, so frisch, ja so aktuell ist sie für den heutigen Menschen, denn hier erfahren eine Bluttat an einem Mann und die Vergewaltigung einer Frau eine vierfache Beleuchtung. Vor Gericht sprechen nacheinander die Beteiligten, aber auch der Mann, der den Mörder fing, und der Tote selbst, und doch hat jeder, wie ein Priester feststellt, nur seine eigene, eigennützige Wahrheit, also eine Lüge erzählt. Trotz alledem enthält die Geschichte einen im Innersten veröhnlichen Zug. Die Rahmenerzählung: In tropischem Regen sind drei Menschen in einen zerfallenen Tempel geflüchtet. Sie sprechen über den Fall und rollen ihn in Rückblenden auf. Japan erregte seinerzeit zum erstenmal internationales Aufsehen auf dem Gebiet des Films, hat aber diese Höhe nachher nicht wieder erreicht. Man kann heute „Rashomon“ zu den Klassikern zählen. Leider sind bei der Synchronisation einige papierene Redewendungen in den Text eingeflossen, auf jeden Fall wirkte der Film seinerzeit, auf Japanisch, mindestens so verständlich wie heute mit dem deutschen Text. Der Regisseur Akira Kurosawa und die Darsteller Toshiro Mifune und Machiko Kyo haben ihre damaligen bedeutenden Leistungen kaum noch steigern können. H. Sch.

Menschen im Netz

Um ihren Mann, der in der Ostzone zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt wurde, zu befreien, erklärt Gitta Martens sich bereit, für den östlichen Geheimdienst zu arbeiten. Als er heimkehrt, kann sie ihm zu seinem Erstaunen zwar ein luxuriöses Heim bieten, ihm aber nicht erklären, weshalb sie in den Nächten abwesend ist. Als er auf erotische Abenteuer schließt, verläßt er sie, kehrt aber noch einmal in die Wohnung zurück, wo er sie tot findet, mit einer Metallschlinge erdrosselt. Dieses letztere Faktum deutet auf einen früheren Mordfall hin, und nun setzt sich die Spionageabwehr in Bewegung. Bald weiß man nicht mehr, wer nun wen einkreist, doch gelingt dem Heimkehrer der Vorstoß in den innersten Kreis der östlichen Geheimzentrale, von der drei Mitglieder von der deutschen Polizei zur Strecke gebracht werden, während der wichtigste, Karel, als Wachbeamter getarnt, doch noch entwischt. Die Geheimzentrale hatte übrigens den Sarg mit der Leiche in Aufbewahrung. Nach der Beerdigung glaubt Klaus Martens, der Witwer, sich frei, doch er irrt, denn nun nimmt ihn der westliche Geheimdienst mit, um ihn als Lockvogel für den entwischten Karel zu benutzen. Moral: Wer sich von östlichen Spitzeln einfangen läßt, der kommt nie wieder los, nicht einmal von der eigenen Geheimpolizei.

Wirkliche Begebenheiten — sagt man — liegen dem Drehbuch zugrunde. Franz Peter Wirths Regie läßt jedoch diese Begebenheiten im Unterbewußtsein des Zuschauers absacken, so daß er nur noch ganz generell „Menschen im Netz“ sieht. Dies ist der grobe Fehler des sonst glänzend gesponnenen Films, und es ist schade drum. Was hier wirklich interessierte, war die Ins-Bewußtsein-Hebung des klaren Sachverhaltes, um jeden einzelnen zu warnen — Wirth aber hat es vorgezogen, vorderste Vordergrundigkeit auszuspielen, diese allerdings hervorragend gut. Dabei waren ihm der subtile Kameramann G. Senfleben und der als Filmkomponist immer häufiger ins Schwarze treffende H. M. Majewski unentbehrliche Helfer. Daß man auf „Spannung an sich“ aus war, beweisen überflüssige Gruseleinlagen, wie der kopfuntenbaumelnde Geheimdienstler. Wirth ist mit diesem Film zum ernsthaften Konkurrenten von Hitchcock geworden. Dieses „Avancement“ ist leider der Grund dafür, daß das Thema vor die Hunde ging. H. Sch.